

Kapitel 1: Das Leben allgemein, der Alltag

Zu Zeiten meiner Urgroß- und Großeltern waren die Rollen klar verteilt. Der Mann war der Ernährer der Familie. Das war in den meisten Fällen jedenfalls so. Sofern Frauen arbeiteten, taten sie das ausschließlich in Hilfstätigkeiten, wie z. B. in einer Fabrik oder im Haushalt anderer. Studiert haben damals einige wenige.



Herauszuheben ist deutlich der Gegensatz zur heutigen Zeit, dass die Großeltern in den meisten Fällen mit in der Familie lebten und bis zu ihrem Tod gepflegt und versorgt wurden und nicht wie heute in ein Heim kommen. Es hatte natürlich auch den großen Vorteil, dass die Enkelkinder automatisch eine Betreuung hatten. Sie wurden nicht wie heute in Kinderkrippen, usw. gesteckt. Das Leben der Kinder war zudem freier, da der Verkehr damals nur aus einigen Pferdefuhrwerken, Autos und Busverbindungen (meist auf die umliegenden Dörfer), bestand. Meine Großmutter und auch meine Patentante besuchten keinen Kindergarten, sondern wuchsen mit den Nachbarskindern auf, mit denen sie sich auf einer kleinen Wiese in der Nähe des Hauses trafen und dort spielten. Die kleine Wiese hatte eine Erhebung „des Gerstenbergla“, oben drauf stand eine Bank, auf der gegen Abend oftmals Liebespaare saßen. Heute findet man dort eine fein säuberlich angelegte Grünanlage (zwischen Schuhstaße und Langemarckplatz), auf deren Wiese man nicht mehr spielen darf. Das finde ich sehr schade, denn es wäre für Stadtkinder eine schöne Wiese zum Ballspielen.

Kapitel 1.1: Wohnen, Heizung, Haushalt

Die Wohnungen damals waren, obwohl sie von mehreren Generationen bewohnt wurden, sehr klein. Meistens war nur „Stubn, Kammer, Küch“, d.h. eine Stube, in der Besuch empfangen wurde oder auch in Ausnahmefällen Feste gefeiert wurden, eine oder mehrere Kammern, die als Schlafzimmer dienten, wobei hier nicht jeder eine eigene Kammer besaß – oftmals haben zwei Kinder in einem Bett geschlafen – und die Küch, meist ein größerer Raum, in dem das komplette Familienleben statt fand. Ein Badezimmer zu haben war damals schon Luxus.

Das Wasser wurde vom Treppenhaus geholt. Hier befanden sich ein Wasserhahn, ein Abflussbecken sowie die Toiletten, die von den Bewohnern der Etage gemeinschaftlich benutzt wurden. Meist waren dies so genannte Plumpsklos. Die Fliegen dort kann man sich vorstellen.... vor allem im Sommer... Toiletten mit Wasserspülung hatten damals nur reichere Familien. In unser Haus wurden die WCs , also die Wasserklosetts, erst 1953 eingebaut.

Geheizt wurde während dieser Zeit mit Holz und Kohle. Während des Krieges und auch in der Nachkriegszeit, erinnert sich meine Oma, zog man einen Leiterwagen Richtung Brucker Lache (jetziges Naturschutzgebiet) und sammelte Holz und Butzeln (Tannenzapfen), mit denen man dann zu Hause den Ofen anschüren konnte. Damals waren die Wälder viel sauberer als heute, alles Holz wurde verwertet. Kohlen waren sehr teuer und man konnte sich sie nur bedingt leisten. In den Folgejahren heizte unsere Familie eigentlich noch lange mit Kohle. Damals gab es aber schon spezielle Öfen – Dauerbrenner, die man mit Briketts schürte und die den Vorteil hatten, die Wärme länger zu speichern bzw. abzugeben. Es war zwar trotzdem anstrengend, die Kohlen immer aus dem Keller zu holen, jedoch schon um so einiges leichter als zu Zeiten meiner Urgroßeltern. Hatte man ein Badezimmer, so wie meine Urgroßeltern, schürte man einmal pro Woche den Badezimmerofen mit all den Dingen, die der Haushalt so übrig ließ, vor allem Papier, an. Nach Dreikönige wurde auch der Weihnachtsbaum verbrannt, eine Entsorgung durch die Stadt gab es damals nicht. Ein Wasserspeicher, der sich über dem Ofen befand, heizte das Wasser auf, um ein Vollbad nehmen zu können.

Andere Familien, die kein Badezimmer hatten, kochten Wasser in großen Töpfen auf dem Herd an und schütteten es in einen Zuber, in dem dann die Familienmitglieder

nacheinander – im gleichen Wasser – badeten. Das Oberhaupt der Familie, sprich der Ernährer, zuerst. So etwas könnte ich mir heute gar nicht mehr vorstellen. Schon alleine der Gedanke, fast einen halben Tag zu benötigen um Wasser zu erhitzen und den Zuber dann wieder auszuschöpfen, ist weit entfernt von meiner Vorstellungskraft.

So wie es damals einen Badetag gab, gab es auch einmal monatlich einen Washtag. Zum einen hatten die Menschen damals nicht so viele Kleider, zum anderen war das Wäsche waschen extrem anstrengend und aufwändig. Hier halfen die Frauen der gesamten Familie und die Nachbarsfrauen zusammen. Auf Grund dieses Zusammenarbeitens pflegte man die Nachbarschaft und erfuhr die eine oder andere Neuigkeit.

Die Wäsche wurde erst einmal in einem großen Zuber eingeweicht. Dies geschah einen Tag vorher. Im Anschluss daran wurde mit der Hand die Wäsche auf einem Waschbrett geschrubbt, anschließend in einem Waschkessel, der von unten mit Holz und Kohle geheizt wurde, gekocht. Zum Schluss wurde in mehreren Vorgängen die Seife, meistens Kernseife, herausgewaschen und die Wäsche ausgewrungen. Dies geschah oftmals mit kleinen Winden, d.h. zwei eng aneinander liegenden Holzrollen, die mit einer Kurbel betrieben wurden. Legte man die Wäsche zwischen die Holzrollen und drehte an der Kurbel, drückte sich das Wasser aus dem Wäschestück.

Dann hängte man die Wäsche auf den Dachboden bzw. im Sommer auf Leinen, die im Hof oder Garten angebracht waren. Das Abnehmen und das anschließende Bügeln, erledigten die Frauen dann wieder nach und nach im Alleingang.

Meine Urgroßmutter betrieb neben der Gastwirtschaft noch eine Wäschemangel im Hinterhaus.



Den Abbau dieses Ungetüms habe ich noch mitbekommen. Ich war damals 8 Jahre alt. Die Wäschemangel kam aus Sachsen. Auf den in Sachsen befindlichen großen Bauernhöfen oder Gütern wurden diese Mangeln eingesetzt, um Tisch- und Bettwäsche zu plätten. Diese Mangel füllte bei uns den ganzen Raum unseres Hinterhauses. Sie hatte Rollen aus Hartholz, auf denen mittels Leinentücher die Wäsche eingerollt wurde. Danach kamen die mit Wäsche bestückten Rollen in die Mangel und wurden mit einem Gewicht (oben liegende Holzkiste, die mit 40 Zentner Steinen gefüllt war) plattgewalzt. Die Wäsche wurde fein und ordentlich (oftmals gute Wäsche mit Spitzen) in den Schrank gelegt. Meine Oma schwärmt noch heute, dass die Bettwäsche absolut glatt wurde. Ein Aufwand, den ich mir mit Waschmaschine, Trockner und Dampfbügeleisen heute nicht mehr vorstellen kann. Die heutige Wäsche muss schnell nebenbei erledigt werden, da die meisten Frauen arbeiten gehen. Meine Mutter würde mit meiner Wäsche niemals fertig, würde sie so waschen müssen wie die Frauen früher.

Die andere Hausarbeit, wie das Putzen, erledigten die Frauen auch so ganz nebenbei. Zweimal im Jahr wurde gestöbert, was bedeutete, dass das Unterste zu oberst gekehrt wurde. Die Schränke wurden ausgeräumt und die Kleidung zum Lüften nach außen gehängt. Alles wurde aus- und abgewaschen. Teppiche und Matratzen wurden mittels eines Teppichklopfers ausgeklopft. Der Teppichklopfer diente während des Jahres oftmals auch dazu Kindern, die nicht folgten, den Hintern zu versohlen. Kein schöner Gedanke weder damals noch heute. In vielen in den 50er und 60er Jahren entstandenen Wohnblöcken, wie z. B. die GEWOBAU-Wohnungen in Erlangen, sieht man in den Hinterhöfen noch Teppichstangen. Bei uns im Hof befand sich wohl auch eine, die heute aber nicht mehr existiert. Meine Mutter erzählte mir, dass an dieser Teppichstange ihre Schaukel befestigt war und sie immer mit ihrer Freundin Doris daran herumgeturnt hat.